

REZENSIONARTIKEL

Klassismus – „nur“ eine weitere Diskriminierungsform oder Ausdruck sozialer Ungleichheitsverhältnisse?

Rezension von: Aumair, Betina/Theißl, Brigitte (2020). *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt.* Wien, ÖGB Verlag. 203 Seiten. Taschenbuch. ISBN 978-3-990-46429-8. 19,90 EUR.

Seeck, Francis/Theißl, Brigitte (Hg.) (2020). *Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen.* Münster, Unrast-Verlag. 275 Seiten. Taschenbuch. ISBN 978-3-897-71296-6. 16,90 EUR.

Altieri, Riccardo/Hüttner, Bernd (Hg.) (2020). *Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien.* Marburg, BdWi-Verlag. 217 Seiten. Taschenbuch. ISBN 978-3-939-86428-8. 14 EUR.

Spätestens seit dem großen Hype um die deutsche Übersetzung des autobiographischen Buches „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon und dem ebenso erfolgreichen – beinahe zeitgleich auf Deutsch erschienenen – Roman „Das Ende von Eddy“ von Édouard Louis ist der Begriff des Klassismus wieder aufs Tapet zahlreicher wissenschaftlicher, aber auch politischer Auseinandersetzungen gekommen. Allein in den letzten zwei Jahren sind zahlreiche Artikel und Bücher hierzu erschienen, drei davon werden in der folgenden Sammelrezension kurz vorgestellt: „Klassenreise“ von Betina Aumair und Brigitte Theißl, „Solidarisch gegen Klassismus“ von Francis Seeck und ebenfalls Brigitte Theißl sowie „Klassismus und Wissenschaft“ von Riccardo Altieri und Bernd Hüttner.

Auseinandersetzungen rund um das Thema „Klassismus“ sind keineswegs neu. Schon in den 1970er Jahren thematisierten schwarze und lesbische FeministInnen die sozialen Unterschiede und vertikalen Differenzen innerhalb der US-amerikanischen Frauenrechtsbewegung. „Klassismus“ wurde in seinen Ursprüngen daher meist als politischer Kampfbegriff verwendet, der „moralisch beanstandete Ausbeutungstendenzen“ (Baron 2014, 226) offenlegen sollte.

Nachdem die Auseinandersetzung rund um Fragen der sozialen Ungleichheit und von Klassenverhältnissen in den 1980er und 1990er Jahren generell eher in den Hintergrund trat, trug die vermeintliche „Rückkehr der sozialen Frage“ (Castel und Dörre 2009) ab den 2000er Jahren dazu bei, dass es wieder vermehrt Debatten rund um das Thema gab. In Deutschland waren diese u.a. stark beeinflusst von der politischen Meinungsmache gegen Langzeitarbeitslose und Hartz-IV-EmpfängerInnen.

Auch in Österreich nahm die Debatte rund um soziale Ungleichheit in den 2000ern wieder zu. Obwohl Österreich zu den reichsten Staaten der Welt zählt, gibt es hierzulande zahlreiche soziale Ungleichheiten, großen privaten Reichtum

und beständige Armut. 2020 galten in Österreich etwa rund 14% – das sind über 1,2 Millionen Menschen – als armutsgefährdet, 2,7% als „erheblich materiell depriviert“. Ebenso ist das Vermögen in Österreich sehr ungleich verteilt – das oberste 1% verfügt über rund 39% des gesamten Vermögens – und wird von Generation zu Generation weitergegeben. Neben ökonomischem Kapital wird auch soziales und kulturelles Kapital vererbt. Die soziale Mobilität ist sehr gering – es würde laut Berechnungen der OECD (2018) in Österreich durchschnittlich fünf Generationen dauern, bis ein Kind, dessen Familie zu den untersten 10% in der Einkommensverteilung zählt, das Durchschnittseinkommen erreicht. In Dänemark wären es „nur“ zwei Generationen. Ein wichtiger Faktor hierfür liegt in der starken Vererbung von Bildungsabschlüssen und dem ungleichheitsperpetuierenden Bildungssystem. Laut Daten der Statistik Austria erlangen nur 7% der Menschen, bei denen die höchste abgeschlossene Ausbildung der Eltern die Pflichtschule ist, hierzulande einen Hochschulabschluss.

Gleichzeitig herrscht in weiten Teilen der Bevölkerung das Narrativ vor, dass jede und jeder, der und die sich nur genug anstrengt, es aus der Armut bzw. Langzeitarbeitslosigkeit herauschaffen kann. Im Umkehrschluss hieße das: Wer sich in Armut und Langzeitarbeitslosigkeit befindet, ist eben selbst schuld und soll nicht unterstützt werden. Dazu passend stimmten 2018 bei einer Befragung der Arbeiterkammer Wien 50% der Befragten dieser Aussage (teilweise) zu: „Es ist gerechtfertigt, wenn Menschen, die nicht ins Sozialsystem einzahlen, vom Staat weniger, als sie zum Überleben bräuchten, an Unterstützung bekommen“ (Dislbacher und Hofmann 2021).

Zwei Bücher prägten die deutschsprachige Debatte zu Klassismus in den 2000ern besonders: Andreas Kempers und Heike Weinbachs Buch „Klassismus. Eine Einführung“ und Gabriele Winkers und Nina Degeles Buch „Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten“ (beide 2009 erschienen). Während Letztere die Verschränkungen und Wechselwirkungen verschiedener ungleichheitsgenerierender Strukturen in den Mittelpunkt stellten, betonten Kemper und Weinbach insbesondere die Rolle von Klassismus als Diskriminierungs- und Unterdrückungsform. Da Kemper und Weinbach sich stark an der Tradition von Klassismus als Empowerment-Begriff von sozialen Bewegungen orientierten, ließen sie die Definition und Verwendung des Begriffs selbst möglichst offen und wollten seine „praktische Verwendbarkeit“ (Kemper 2014, 425) nicht durch sozialwissenschaftliche Spitzfindigkeiten einschränken. Oder wie Altieri (2020) es ausdrückt: „Gegenüber einer europatypischen, hochtheoretisierten Wissenschaftssprache Pierre Bourdieus oder Michael Vesters hat der Klassismus-Begriff internationale Anschlussfähigkeit und ist imstande, durch eine einzige Bezeichnung ein Theorem zu erklären, das vielen bereits bekannt ist, für das sich jedoch noch kein Name etabliert hat.“

Klassismus meint in diesem offenen Sinne erst einmal nicht mehr und nicht weniger als die Stigmatisierung und Abwertung bestimmter Lebensumstände der ArbeiterInnen- und Armutsklasse durch Angehörige der Mittel- und Oberklasse. So verständlich dieser bewusst offene Zugang für die politische Praxis auch sein mag, bringt er doch viele offene Fragen mit sich: Ist Klassismus einfach ein Ismus mehr auf der langen Liste, an den wir denken müssen, wenn es um Unterdrü-

ckungs- und Diskriminierungsformen geht, oder kommt dem Klassismus angesichts der Klassengesellschaft, in der wir leben, ein besonderer Status zu? Und in welchem Verhältnis steht Klassismus zu den objektiven Klassenverhältnissen?

Bereits Mitte der 2010er Jahre haben sich in einigen kritischen sozialwissenschaftlichen Zeitschriften, wie der „PROKLA“ (2014) oder dem „Kurswechsel“ (2015), Debatten zur Rolle von Klassismus in der Gegenwartsgesellschaft und den Strategien zu seiner Überwindung entsponnen, die unserer Einschätzung nach bislang allerdings noch nicht zufriedenstellend gelöst wurden. Die weiter unten näher besprochenen drei neuen Publikationen geben auf diese Fragen zum Teil eine Antwort. Manche Fragen bleiben aber weiterhin offen.

VertreterInnen des Klassismus-Ansatzes betonen die starke Verschränkung verschiedener Ausbeutungs- und Unterdrückungsformen (also bspw. von Sexismus, Rassismus und Klassismus) und die Bedeutung von klassistischen Praktiken zur Stabilisierung der Klassengesellschaft. Die von ihnen vorgeschlagenen Strategien gegen Klassismus setzen allerdings meist an der Verhinderung dieser (diskursiven) Abwertung von Armen und Personen aus der ArbeiterInnenklasse an. Sie sind daher v.a. auf der Ebene der Sprache („so spricht man nicht über ...“) oder im Bildungssystem (Wissen über die Lebensrealitäten der vermeintlich „Anderen“ vermitteln, Reflexion der eigenen Lebensrealität ermöglichen) zu finden. Auch der Fokus der hier vorgestellten Publikationen liegt klar auf der Ebene der individuellen Erfahrungen. Durch das Sichtbarmachen von persönlichen Klassismus-Erfahrungen und antiklassistischen Initiativen und einer bewusst unakademischen Sprache sollen sie Awareness und Empowerment ermöglichen. Möglichst viele sollen die Chance haben, an diesen Prozessen teilzuhaben.

Sichtbarmachung von und Sensibilisierung für Ungleichheitserfahrungen sind sicherlich wichtige erste Schritte, es bedarf aber weiterer Formen der Organisation für eine tatsächliche, breitenwirksame Veränderung gesellschaftlicher Strukturen. Wird Klassismus als essentieller Beitrag zur Stabilisierung von modernen Klassenverhältnissen begriffen, so müssen Strategien zu seiner Überwindung wohl auch an der Klassengesellschaft an sich ansetzen. Natürlich verschwindet Klassismus als Abwertungspraxis – wie Sexismus oder Rassismus – nicht automatisch, wenn man die objektive Ungleichheit reduziert. Es reicht für gesamtgesellschaftliche Veränderungen aber gleichfalls nicht aus, dass sich Einzelne ihrer individuellen Privilegien oder Benachteiligungen bewusstwerden. Es müssen ebenso die hinter dem Klassismus stehenden Ungleichheitsverhältnisse beanstandet werden. Dies erfordert u.a. Einsatz für ungleichheitsreduzierende, breitenwirksame politische Maßnahmen, wie bspw. den Ausbau von sozialen Diensten mit hoher Qualität (z.B. öffentliche Kindergärten, Ganztagschulen, offene Hochschulen, ...) oder angesichts der großen Vermögenskonzentration umverteilende Maßnahmen (z.B. über Erbschafts- und Vermögenssteuern).

KlassentheoretikerInnen und VertreterInnen des Klassismus-Ansatzes stehen sich zwar nicht feindlich gegenüber – Versuche des gegenseitigen Austausches gibt es immer wieder, auch in den neuesten Publikationen –, eine gegenseitige Befruchtung der beiden Zugänge ist unserer Einschätzung nach allerdings weiterhin ausbaufähig. Insbesondere in Anlehnung an Pierre Bourdieu gibt es ja durchaus sozialwissenschaftliche Ansätze, die die kulturelle Dimension von Ungleich-

heit ebenso stark betonen wie die ökonomische und auf die sich einige VertreterInnen des Klassismus bereits beziehen. Diese sozialwissenschaftlichen Ansätze stärker mit dem bewusst aktivistischen und niederschweligen Zugang des Klassismus zu verbinden wäre unserer Einschätzung nach eine lohnenswerte nächste Aufgabe.

Betina Aumair/Brigitte Theißl (2020). Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt. Wien, ÖGB-Verlag.

In dem 2020 im ÖGB-Verlag von Betina Aumair und Brigitte Theißl herausgegebenen Band „Klassenreise“ kommen elf Personen aus einkommensarmen Familien zu Wort. Alle haben einen sozialen Aufstieg oder – wie es in dem Buch heißt – eine „Klassenreise“ hinter sich. Sie blicken zurück auf ihren individuellen Werdegang, aber auch auf jenen ihrer Eltern und Geschwister, ihrer alten und neuen Freundinnen und Freunde. Ziel ist eine Reflexion ihres Lebensweges mit Blick auf bestehende strukturelle wie institutionelle Hürden sowie auf dominante Normen und Regeln. Viele sind die Ersten (und/oder Einzigen) in der Familie, die die Matura oder einen Universitätsabschluss haben. Alle haben das Gefühl, zwischen den Welten zu leben: Da ist Christine Goldberg, die es vom ArbeiterInnenkind bis zur Universitätsprofessorin geschafft hat, Senad Lacevic, ArbeiterInnenkind mit Migrationshintergrund, der zum Betriebsratsvorsitzenden der Wiener Volkshochschulen wurde, oder Julischka Stengele, Kind einer armutsbetroffenen Alleinerziehenden, die heute freischaffende Künstlerin ist. Dass die Herausgeberinnen sich für Klarnamen und keine Pseudonyme entschieden haben, erhöht die Authentizität der Porträts.

Mit dem Bewusstsein, dass hier *reale* Menschen ihre Biographien reflektieren, wollen Aumair und Theißl den LeserInnen die Möglichkeit geben, ihre eigenen Lebenswege in den Porträts anderer wiederzuerkennen bzw. mögliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede auszumachen. Die Herausgeberinnen haben daher nicht viel an der Sprache der Erzählenden geändert, die meisten Formulierungen sind selbstgewählt. Bei manchen sind sie akademisch-sozialwissenschaftlich, bei anderen stärker an ihrer Alltagssprache orientiert. Die geringen Sprachkorrekturen sollen auch ermöglichen, dass nicht nur Personen mit Mittel- oder Oberschichtshintergrund das Buch lesen, denn „[i]n erster Linie ist dieses Buch [...] für all jene, die wissen, wovon wir sprechen“ (14).

Die Auswahl der einzelnen Porträts ist teils gut, teils weniger gut gelungen. Ein großes Plus des Buches ist, dass im Gegensatz zu vielen anderen, in denen individuelle Aufstiegserfahrungen reflektiert werden, nicht nur „ältere weiße Männer“ zu Wort kommen. Die überwiegende Mehrheit der Porträts zeigt Frauen, einige bringen neben ihrem ArbeiterInnen- noch einen Migrationshintergrund mit, was die Verschränkung von Dynamiken des Klassismus mit Formen des Sexismus und Rassismus sichtbar machen soll. Weiters sind die gewählten Erzählenden unterschiedlich alt – die Älteste ist 1942 geboren und repräsentiert damit die Nachkriegsgeneration, für die als erste Generation in Österreich breiter sozialer Aufstieg möglich wurde, der Jüngste ist 1993 geboren. Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den vertretenen Generationen werden in dem Buch

zwar nicht explizit angesprochen, aufmerksamen LeserInnen offenbaren sie sich dennoch: So haben sich bspw. die zugeschriebenen Rollen und damit die Lebenschancen von Mädchen und Frauen im Laufe der Jahrzehnte durchaus gewandelt. Bestimmte milieuspezifische Umgangsformen sind über die Jahrzehnte hinweg jedoch außerordentlich stabil geblieben. Ein weiteres Thema, das hervorsteicht, ist der große Stadt-Land-Unterschied, der bestehende soziale Ungleichheitsdynamiken weiter verstärkt. Ein Aufwachsen auf dem Land ist in den Porträts vielfach auch mit konservativen Gesellschaftsbildern verbunden.

Worauf die Autorinnen bei der Auswahl ihrer InterviewpartnerInnen leider nicht geachtet haben, ist die politisch-ideologische Dimension. Alle Interviewten sind zu reflektierten und kritischen Persönlichkeiten geworden. Aus der Ungleichheits- und Vorurteilsforschung ist allerdings bekannt, dass viele AufsteigerInnen das Bedürfnis haben, sich nach unten abzugrenzen, bzw. dass ihr sozialer Aufstieg nicht per se mit einem politischen Bewusstseinsprozess einhergeht. Durch die Fallauswahl wirkt es beim Lesen jedoch ein wenig so, als ob aus jedem und jeder AufsteigerIn politisch ein linker Geist werden würde.

Angenehm für den Lesefluss ist der durchwegs ähnliche Aufbau der Porträts: Am Anfang stehen jeweils einige Informationen zu der Person (Alter, Geburtsort, Familienhintergrund, aktueller Beruf). Anschließend erzählen die ausgewählten Personen vom Aufwachsen in ihrer Familie, ihren ersten Erfahrungen mit Bildungseinrichtungen wie dem Kindergarten oder der Schule und im Umgang mit anderen Familienangehörigen, Freunden und Freundinnen sowie weiteren sozialen Kontakten derselben oder einer anderen sozialen Klasse. Es zeigt sich, dass das Gefühl, anders zu sein, häufig mit den Erfahrungen in den Bildungseinrichtungen in Verbindung gebracht wird. Da man die oder der Erste war, der bzw. die maturiert oder studiert hat, konnte man zudem kaum in der Familie um inhaltliche, mentale, aber auch finanzielle Unterstützung fragen. Man musste sich allein durchkämpfen. Dementsprechend sind die meisten im Rückblick stolz auf das, was sie erreicht haben. Bei manchen sieht das die Herkunftsfamilie ähnlich, bei anderen ist die Entfremdung so groß, dass der Kontakt abgebrochen ist.

Die Porträts werden eingerahmt von einem Vorwort, in dem Aumair und Theißl auf die Entwicklung im Bereich der sozialen Ungleichheit in Österreich hinweisen, und einem Nachwort, in dem sie versuchen, den „roten Faden, der sich durch die Geschichten zieht“ (175), herauszuarbeiten. Sie betonen besonders die Verbindungen und Überschneidungen von Klassismus mit Aspekten des Sexismus und des Rassismus, denn viele von Klassismus Betroffene sind Frauen und MigranInnen.

Besonders wichtig ist Aumair und Theißl in ihren „Nachbetrachtungen“ der Begriff der sozialen Scham, d.h. der Scham, die ein Mensch ob seiner sozialen Herkunft empfindet. Sie argumentieren, dass Armutserfahrungen oft mit Beschämungserfahrungen einhergehen: Nicht nur können sich Betroffene nicht alles leisten, was Anderen möglich ist, auch wird ihnen stetig vermittelt, dass die eigene Lebensgestaltung bzw. jene der eigenen Familie unzulänglich sei. Das fängt bei der Familiensprache an und geht über die Hobbys bis hin zum Umgang mit Mitmenschen.

Insbesondere die „Nachbetrachtungen“ beinhalten zahlreiche interessante Überlegungen, die allerdings oft nur angedacht und kaum durchargumentiert wer-

den. Es werden wichtige Fragen aufgeworfen, jedoch wird kaum eine zureichend beantwortet. Das Buch ist nicht als soziologisch-analytisches Werk konzipiert, sondern überlässt die Deutung der Zusammenhänge, aber auch potentieller Lösungen den LeserInnen. Das mag eine bewusste Entscheidung der Herausgeberinnen gewesen sein. Bei manchen Aspekten wäre ein wenig mehr Interpretation und Analyse gleichwohl hilfreich gewesen.

Auf die oben erwähnten großen Fragen hinsichtlich der Strategien gegen Klassismus und Ungleichheit gibt das Buch folgende Antwort: „Klassenreise“ soll das „Schweigen brechen“ (12), denn das Aussprechen eigener Erfahrungen gibt anderen zumindest die Möglichkeit, die „eigene Geschichte in der Geschichte anderer“ (ebenda) wiederzuerkennen und diese zu reflektieren. Was aber ist das gewünschte Ziel dieser Bewusstseinswerdung? Die individuelle Überwindung von Klassenschranken, das heißt der individuelle soziale Aufstieg? Dies verneinen Theißl und Aumair klar. „Klassenreise“ soll eben keine „Anleitung“ zum sozialen Aufstieg sein, das Ziel sei vielmehr, durch das Erzählen von „Einzelfällen“ auf die dahinterstehenden Ungleichheitsstrukturen hinzuweisen. Ob dies ausreicht, um Klassismus und die dahinterstehende soziale Ungleichheit tatsächlich in den Griff zu bekommen, erscheint uns zumindest diskussionswürdig (siehe Einleitung). Der politische Zugang – Widerstand gegen Klassismus und Ungleichheit über Bewusstseinswerdung und gegenseitiges Empowerment – begleitet uns aber auch in der folgenden Publikation „Solidarisch gegen Klassismus“.

Francis Seeck/Brigitte Theißl (Hg.) (2021). Solidarisch gegen Klassismus – organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster, Unrast Verlag.

Im Gegensatz zu „Klassenreise“ stehen bei „Solidarisch gegen Klassismus“ nicht individuelle Biographien und Aufstiegserfahrungen im Zentrum. Es geht in diesem Buch vielmehr um konkrete Klassismus-Erfahrungen, die die Beitragenden in verschiedenen sozialen Gruppen und Zusammenhängen im Laufe ihres Lebens gemacht haben. Darüber hinaus werden Beispiele für konkrete Versuche einer anticlassistischen Praxis vorgestellt.

Francis Seeck und Brigitte Theißl lassen in diesem Buch zahlreiche Personen mit Armutserfahrung oder einem ArbeiterInnenhintergrund zu Wort kommen, die auf eine wichtige Problematik hinweisen: Klassismus ist kein reines „Projekt“ von politisch rechts gerichteten Angehörigen der Mittel- und Oberschicht. Er findet sich durchaus auch in vermeintlich aufgeklärten linken Kreisen und wird dort kaum thematisiert. Soziale Ausschlüsse finden nicht nur unbewusst über eine ausgrenzende akademische Sprache statt. Sie werden ebenso bewusst vollzogen, wenn etwa Personen, die kulturelle Vorlieben haben, die nicht der linken Mittelschichtkultur entsprechen, für diese kritisiert werden. Tanja Abou (2021, 40) beschreibt bspw., wie sehr es sie stört, dass in scheinbar reflektierten queer-feministischen Kreisen „Trash-Partys“ veranstaltet werden, für die sich Personen wie „die aus der Unterschicht“ anziehen.

Einen besonders deutlichen Beleg für Klassismus in linken Kreisen gibt Arslan Tschuljanov. Er zeigt am Beispiel der deutschen Linken, wie ArbeiterInnenkinder aus einem Dorf, in dessen unmittelbarer Nähe eine Aktion der Partei organisiert

wurde, vom Plenum ausgeschlossen wurden, weil sie nicht die richtigen Codes und Verhaltensweisen kannten. Nach einigen unbedachten Äußerungen galten sie als sexistisch und rassistisch: „Die Dorfjugendlichen, die sich für unser Klimacamp interessierten [...], verstanden die Welt nicht mehr. Sie entschuldigten sich, aber das Awareness-Team war unversöhnlich“ (Tschulanov 2021, 144).

Schlussendlich tragen auch scheinbare Banalitäten wie fehlende materielle Ressourcen dazu bei, dass es ArbeiterInnenkindern schwerfalle, politisch aktiv zu werden. So werde bei mehrtägigen Veranstaltungen einfach davon ausgegangen, dass jede und jeder sich ein (Hotel-)Zimmer selber bezahlen könne. Diejenigen mit der nötigen Zeit und dem nötigen Geld würden dann den Raum der politischen Auseinandersetzung gestalten.

Wie bereits im Titel „Solidarisch gegen Klassismus“ angelegt, beschäftigt sich der Sammelband aber nicht nur mit diesen individuellen Erfahrungen mit Klassismus in scheinbar aufgeklärten linken Kreisen. Es werden auch einige anticlassistische Strategien und Initiativen vorgestellt. Diese sind vorwiegend auf der Ebene der gemeinsamen Organisation und solidarischen Praxis sowie der anticlassistischen Selbstermächtigung angesiedelt. So werden Initiativen aus der Erwerbslosenbewegung oder MieterInneninitiativen vorgestellt, die versuchen, mit Hilfe mehrsprachiger Beratung und einem möglichst niederschweligen Angebot arbeitsunfähiger Personen zu helfen. Auch Methoden aus dem Theater der Unterdrückten werden hier eingesetzt, damit Betroffene eine leichtere Möglichkeit haben, ihre prekäre Lage zu thematisieren und zu reflektieren. Weiters wird die Genese von Formen der Selbstorganisation an den Unis, etwa durch Referate für sozial und kulturell benachteiligte Studierende, thematisiert. Außerdem stellt sich eine politische Kommune, in der jegliches private Vermögen vergemeinschaftet wird, vor.

Die schiere Zahl der kleinen Initiativen ist beeindruckend. Deren Beschreibungen regen zum Reflektieren über eigene Erfahrungen mit Klassismus in sozialen Gruppen und Zusammenhängen an. Allerdings drängt sich beim Lesen der einzelnen Beiträge die Frage auf, ob diese ausreichen, um Klassismus gesamtgesellschaftlich die Stirn zu bieten. Gegen Ende des Buches stellen die HerausgeberInnen in diesem Sinne Strategien vor, wie Klassismus in breiteren Kontexten thematisiert und reflektiert werden kann. Ein Subkapitel widmet sich dem „(Anti-)Klassismus in Bildungseinrichtungen und Sozialer Arbeit“, ein weiteres dem Zusammenhang von Klassismus und Kulturarbeit. Der Fokus liegt hier insbesondere auf der Sensibilisierung für Klassismus(-Erfahrungen), der Sprache fällt eine bedeutende Rolle zu.

Wie schon bei anderen Publikationen zum Thema „Klassismus“ kommen Strategien zur Überwindung von Ungleichheit an sich in dem Sammelband allerdings kaum vor. Mit dem Beitrag von Anne Seeck, die sich mit der fehlenden Umverteilung zur Corona-Zeit in Deutschland befasst, wäre diese objektive Dimension zwar durchaus Teil des Sammelbandes, der Text wirkt beim Lesen jedoch recht losgelöst von den anderen Beiträgen. Gerade diese Verknüpfung von großen Fragen der Umverteilung, individuellen Klassismus-Erfahrungen und kleinen anticlassistischen Initiativen hätte unserer Einschätzung nach allerdings Potential. Sie würde die Gefahr mindern, dass die vorgestellten individuellen oder kleinteili-

gen Strategien nicht auf einer Mikroebene stehen bleiben, sondern gesamtgesellschaftliche Wirkung entfalten.

Riccardo Altieri/Bernd Hüttner (Hg.) (2020). Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien. Marburg, BdWi-Verlag.

„Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien“ wurde als 13. Band der „Reihe Hochschule“ im August 2020 im BdWi-Verlag herausgegeben und erhebt weder den Anspruch als typischer Sammelband noch als klassisches Buch zu gelten, so die Herausgeber Riccardo Altieri und Bernd Hüttner. Ähnlich zu „Klassenreise“ geben darin 19 Personen, die ursprünglich aus Familien mit niedrigerem sozioökonomischem Status stammen, ihre eigenen Erfahrungen und ihre Bewältigungstechniken mit Klassismus sowohl in Zusammenhang mit ihrem bisherigen Lebens- bzw. Bildungsvverlauf als auch im universitären Alltag preis. Wenngleich das Aufwachsen und Durchlaufen verschiedener Bildungsinstitutionen für diese Personen unterschiedlich war, haben sie etwas gemeinsam: ihre Erfahrung mit Klassismus. Gemeinsam ist ihnen das Gefühl, ausgegrenzt und fehl am Platz zu sein sowie sich für den eigenen sozialen Hintergrund zu schämen. Gemeinsam ist ihnen aber auch, dass sie das soziale Milieu ihrer Kindheit überwunden und durch das Einschlagen einer akademischen Laufbahn einen „Klassenaufstieg“ (Rausch 2020, 96) bewerkstelligt haben.

Die AutorInnen geben einen Einblick, wie es sich anfühlt, sich nirgendwo richtig zugehörig zu fühlen. Es geht ihnen um das Gefangensein zwischen zwei Welten, nämlich ihrer sozialen Herkunft und ihrem akademischen Alltag. Um im Feld der Universität Fuß zu fassen, benötigt es Anpassungsstrategien, da dieses seiner eigenen Logik folgt und sich vom sozialen Hintergrund der Betroffenen stark unterscheidet. Die erzählenden Personen sind mit zahlreichen Problemen konfrontiert, wie dem Erlangen von (SelbsterhalterInnen-)Stipendien, dem Mithalten mit KollegInnen bei wissenschaftlichen Gesprächen, dem Anpassen der Sprache und dem Hinterfragen der eigenen Kompetenzen. Dass es sich um persönliche, tatsächlich erlebte und somit unmittelbar greifbare Geschichten handelt, wird verdeutlicht, indem bis auf vier Ausnahmen – wie bei „Klassenreise“ – auf Pseudonyme verzichtet wird und die Klarnamen der AutorInnen angegeben sind. Die vier Ausnahmen zeigen zugleich die Scham und Unsicherheit, die Klassismus-Erfahrungen mit sich bringen.

Den AutorInnen wird viel Spielraum bei der Erzählung ihrer eigenen Geschichten eingeräumt. Altieri und Hüttner liefern auch keine allgemeine Definition des Begriffs „Klassismus“, sondern überlassen es bewusst den AutorInnen, eine eigene Verortung vorzunehmen. Ebenfalls war den AutorInnen die Wahl ihres sprachlichen Stils freigestellt. Somit weisen manche Beiträge, wie jene von Zuzana Kobesova und Frank Jakob, einen soziologisch-akademischen Sprachgebrauch auf. Andere hingegen, wie zum Beispiel Sara, bedienen sich eines sehr alltags-sprachlichen Stils. Während die eher akademisch geschriebenen Beiträge die Erfahrungen stärker aus einer objektivierten Perspektive darstellen, vermittelt der persönliche und umgangssprachliche Stil mancher Beiträge verstärkt die Unmittelbarkeit der individuellen Erfahrungen.

Der chronologische Aufbau der eher Alltagssprachlichen Erzählungen ist meist der gleiche: Die Geschichte beginnt mit der Beschreibung und Reflexion des Aufwachsens. Insbesondere der sozioökonomische Status der Eltern und Erinnerungen an die frühe Kindheit stehen hier im Zentrum. Es wird beschrieben, wie sich Klassismus in der Schullaufbahn und im FreundInnenkreis geäußert hat. Besonders originell in diesem Zusammenhang ist der Beitrag von Barbara Juch und Laura Nitsch, die ihren persönlichen E-Mail-Verkehr zu ihrer gemeinsamen Abschlussarbeit, die thematisch zu Klassismus passt, veröffentlichten. Die jeweiligen Geschichten enden zumeist bei der aktuellen akademischen Position. Der wesentliche Unterschied zu „Klassenreise“ besteht darin, dass die vorgestellten Personen zu einem Großteil an der Universität tätig und somit in besonderer Weise mit der Logik des universitären Feldes konfrontiert sind. Ein „Klassenaufstieg“ bedeutet an der Universität, wie von den meisten hervorgehoben, jedoch nicht unbedingt stabile Arbeitsverhältnisse und finanzielle Absicherung. Im Gegenteil: Der akademische Alltag ist geprägt von einer Reihe an befristeten Arbeitsverträgen, fehlender Entlohnung von publizierten wissenschaftlichen Artikeln und dem ständigen Ansuchen um Projektförderungen, um für den eigenen Lebensunterhalt aufkommen zu können. Akademische Arbeit bedeutet für sie also insbesondere prekäre Arbeit und folglich kein Entkommen aus der Unsicherheit.

Gemeinsam ist einigen Beiträgen, dass sie keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, was die Herausgeber befürworteten. Dass es sich nicht um einen typisch wissenschaftlichen Sammelband handelt, erkennt man auch daran, dass manche Beiträge gänzlich ohne Literaturverzeichnis auskommen. Andere wiederum verweisen lediglich an bestimmten Stellen auf die Quellen ihrer Argumente, die überwiegend Bourdieus Habitus-Begriff zuzuordnen sind. Der Anspruch der Beiträge bestand vielmehr darin, persönliche Erfahrungen und Erlebnisse mit Klassismus zu teilen und auf diesem Weg in die öffentliche Debatte zu integrieren, als „weitere Theorietexte zu Klassismus und Intersektionalität [zu] produzieren“ (9).

Bei der Auswahl der berichtenden Personen wurde auf Diversität gesetzt. Indem auch Perspektiven von Frauen mit gleichgeschlechtlicher sexueller Orientierung oder People of Color einbezogen wurden, distanzieren sich die Herausgeber, wie jene der „Klassenreise“, bewusst von der normativen Sichtweise weißer Cis-Männer. Besonders die Verknüpfung der Betroffenheit von Klassismus mit anderen Ismus-Formen, wie Sexismus, Rassismus oder Ableismus, verstärkte Gefühle der Scham und Unsicherheit. Diese ließen sich später nicht mehr verlernen und kommen somit auch im akademischen Alltag zum Tragen. Die AutorInnen haben das Gefühl, nicht gut genug zu sein, auf zu wenig Wissen zurückgreifen zu können und damit nicht Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu werden. Das äußert sich, wie Rosa Cattani pointiert beschreibt, unter anderem in der Angst, als Hochstaplerin demaskiert zu werden, die eigentlich nicht „Teil des Systems“ (Cattani 2020, 107) ist.

Aber auch ihrer sozialen Herkunft fühlen sich viele nicht mehr wirklich zugehörig, sodass sie oftmals auf Unverständnis seitens der Eltern stoßen. Klassen- oder StudienkollegInnen scheinen es einfacher zu haben als sie, da diese, im Sinne Bourdieus, mehr soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital besitzen (Bour-

dieu 1992). Die Beitragenden wirken hin- und hergerissen zwischen ihrem sozialen Herkunftsmilieu und ihrer aktuellen Position und müssen ständig in beide Richtungen soziale und sprachliche Anpassungsleistungen erbringen.

Dass die AutorInnen diese soziale Ungleichheit und ungerechte Behandlung nun reflektieren und benennen können, verorten sie vor allem in ihrer akademischen Ausbildung. Das bedeutet, sie verfügen über einen „akademisch geschulten Blick auf die Vergangenheit“ (Rausch 2020, 96), der sich aber nicht in Überheblichkeit äußert, sondern in Bescheidenheit und gleichzeitig einem Schuldbewusstsein dafür, sich von ihrer ursprünglichen Klasse abzugrenzen. Zum einen scheint der Bildungsaufstieg und die damit einhergehende Möglichkeit der Einordnung die Reflexion zu erleichtern. Zum anderen wird sichtbar, dass genau in diesem Aufstieg aus einer Klasse auch die Problematik besteht. Ein Bildungsaufstieg wird gesellschaftlich vielfach mit besonderem Fleiß in Verbindung gebracht, also mit der Idee, dass man, solange man „nur fleißig“ ist, alles werden kann, was man möchte, ungeachtet des sozialen Hintergrundes. Aber, wie zum Beispiel Sarah Rausch beschreibt, es erhält lediglich eine von 100 Personen, die aus einer Nicht-AkademikerInnen-Familie stammt, tatsächlich einen DoktorInnentitel. Daher ist ein hoher ökonomischer, sozialer sowie ein enormer Lernaufwand notwendig, bei dem man auf sich alleine gestellt ist.

Ziel des Sammelbands ist es, mit Hilfe der vorgestellten individuellen Erfahrungen darauf hinzuweisen, dass Klassismus weiterhin eine ernstzunehmende Problematik auch an den Universitäten darstellt. Die erzählenden Personen fordern in erster Linie, dass Klassismus vermehrt zur (akademischen) Diskussion gebracht werden sollte, ohne dafür, in den meisten Fällen, konkretere Angaben zur Umsetzung zu machen. Es wird aber erwähnt, dass es eine bildungspolitische bzw. universitäre Umstrukturierung brauche, weil das Problem oftmals bei den Bildungsinstitutionen selbst liegt. Auch wird die fehlende Verbreitung von Information thematisiert. Es fehlen jedoch konkrete Ideen für eine systematische Förderung von (finanziell) Benachteiligten. Ebenso muss Klassismus im Zusammenhang mit Sexismus, Rassismus oder Ableismus stets mitgedacht werden. Es würde weitere Maßnahmen benötigen, um dieser Verschränkung tatsächlich Rechnung zu tragen, wie zum Beispiel die Ergänzung einer Frauenquote, mit besonderer Berücksichtigung von Personen mit ArbeiterInnenhintergrund, und mehr direkte Anlaufstellen für Betroffene.

Julia Hofmann und Julia Walter

Literatur

- Abou, Tanja/Seeck, Francis/Theißl, Brigitte/Witte, Martina (2021). Feministischer Klassenkampf – Strategien gegen Klassismus und Akademisierung aus (queer-) feministischer Perspektive. In: Francis Seeck/Brigitte Theißl (Hg.). *Solidarisch gegen Klassismus – organisieren, intervenieren, umverteilen*, S. 35–44.
- Altieri, Ricardo (2020). Ausstieg aus der Holzklasse. Warum die Linke die Diskussion um den Klassismus-Begriff forcieren sollte. In: *Neues Deutschland*. Online verfügbar unter <https://tinyurl.com/s7cvxz6w> (abgerufen am 8.11.2021).
- Baron, Christian (2014). Klasse und Klassismus. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 44 (174), S. 225–235.

- Bourdieu, Pierre (1992). Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Pierre Bourdieu (Hg.). Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg, VSA-Verlag, S. 49–80.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hg.) (2009). Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/Main, Campus Verlag.
- Cattani, Rosa (2020). Ange[k/n]ommen? Der Habitus als letzte und unmittelbar erfahrbare Grenze. In: Riccardo Altieri/Bernd Hüttner (Hg.). Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien. Marburg, BdWi-Verlag, S. 105–112.
- Disslbacher, Franziska/Hofmann, Julia (2021). Einstellungen zum Wohlfahrtsstaat und dessen Finanzierung in Österreich. In: *Wirtschaft und Gesellschaft* 47 (3), S. 329–360.
- Kemper, Andreas (2014). Klassismus: Theorie-Missverständnisse als Folge fehlender anti-klassistischer Selbstorganisation? Replik zu Christian Baron: Klasse und Klassismus. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 44 (176), S. 425–426.
- OECD (2018). *A Broken Social Elevator? How to Promote Social Mobility*. Paris, OECD Publishing.
- Rausch, Sahra (2020). Akademisches Außenseitertum: Mit Vulgarität gegen die Trägheit des akademischen Systems. In: Riccardo Altieri/Bernd Hüttner (Hg.). *Klassismus und Wissenschaft. Erfahrungsberichte und Bewältigungsstrategien*. Marburg, BdWi-Verlag, S. 95–104.
- Tschulanov, Arslan (2021). Die geballte Faust aus der Tasche holen – Klassismus innerhalb der deutschen Linken. In: Francis Seeck/Brigitte Theißl (Hg.). *Solidarisch gegen Klassismus – organisieren, intervenieren, umverteilen*, S. 138–146.